



Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Markus Dröge und Erzbischof Heiner Koch

Dialogbibelarbeit zu Lukas 19, 1-10

am Samstag, 9.30-10.30 Uhr in der St. Marienkirche

1. Erzbischof Koch „Zachäus“

„Da kam Jesus nach Jericho. Dort wohnte ein Mann namens Zachäus; er war der oberste Zollpächter und war sehr reich.“ (Lk 19, 1-2)

Zachäus gehörte einer korrupten Berufsgruppe an, die von vielen Menschen in der Antike massiv Geld erpresst hat. Zöllner haben ihre Stellung dazu genutzt, ihren Besitz zu vergrößern, und zwar auf Kosten anderer. Sein Handeln steht im deutlichen Widerspruch zu seinem Namen: Zachäus, das Wort stammt vom Hebräischen Zakkai und bedeutet so viel wie „unschuldig, rein“. Aber genau das ist er nicht, gerade in den Augen der Menschen und auch vor Gott.

Zachäus ist aber nicht nur Angestellter einer Pachtgesellschaft, er ist ihr Leiter. Er trägt die Verantwortung dafür, wie die Menschen beim Eintreiben der Abgaben behandelt werden. Er ist kein kleines Rädchen in der Maschinerie, sondern jemand, der die Maschine bedient, einer aus der maßgebenden Oberschicht.

Genau dieser Zachäus will sehen, wer dieser Jesus sei (vgl. Lk 19,3). Wahrscheinlich hat er schon vieles von ihm gehört, doch wer ist Jesus eigentlich? Wofür steht er? Was treibt ihn an? Was verheißt er? Mit welcher Vollmacht tut er so Erstaunliches, wie von ihm erzählt wird?

Im Laufe der Erzählung lernt Zachäus, Jesus zu sehen. Sein Weg ist eine Anregung für uns, Jesus heute in unserem Leben wahrzunehmen, ihn nicht zu übersehen und aus ihm eine unbedeutende historische Größe werden zu lassen:

Wer wirklich sehen will, erst recht, wer durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe sehen und Wesentliches verstehen will, der muss sehen wollen – wie Zachäus. Sehen wollen, das ist viel mehr als ein Gefühl, das ist eine Entscheidung. Ein Düsseldorfer Kunsthistoriker hat einmal festgestellt: „Wir sehen nur, was wir erwarten.“ Übersehen wir vielleicht deshalb so vieles in unserer Geschichte, in unserem Leben, bei unseren Mitmenschen und bei uns selbst – weil wir es nicht sehen, nicht wahrnehmen wollen? Um zu sehen, braucht es offene Augen und ein offenes Herz. Vielleicht sehen auch deshalb so viele Menschen heute Gott nicht in ihrem Leben, weil sie ihn gar nicht erwarten. Wir sehen nur dasjenige und denjenigen, den oder das wir erwarten.

Ein zweiter Hinweis:

Zachäus ist sehr klein. Die Größe seiner Verantwortung als Pächter steht in einem umgekehrten Verhältnis zu seiner Körpergröße. Der kleingeratene Zachäus muss auf einen Baum klettern, um einen Blick auf Jesus ergattern zu können.

Wer erkennen will, wer wirklich in aller Tiefe wahrnehmen will, der muss auch Seh-Hindernisse und Seh-Blockaden überwinden. Sehen zu lernen ist oft ein langwieriger und anstrengender Prozess. Die Schwierigkeiten, die ihm begegnen, werden für ihn zu Herausforderungen, denen er sich stellt und die seine Kreativität provozieren.

Zachäus klettert auf einen Maulbeerfeigenbaum. Damit ein dritter Hinweis:

Als Zachäus den Maulbeerfeigenbaum erklimmt, ändert sich sein Blickwinkel. Um eine Sachlage wirklich wahrzunehmen, müssen wir manchmal den Standort wechseln und unsere Perspektive ändern. Man muss das Betrachtete in einem anderen Licht, in einer anderen Perspektive sehen. Sonst wird das Blickfeld zu klein und die Wahrnehmung zu begrenzt, als dass sie von einer großen Um- und Weitsicht geprägt sein kann. Christen sind vom Evangelium her Menschen mit einer weiten Perspektive, einem weiten Blick und einem weiten Horizont. Wie bei Zachäus braucht es dafür oft einen Standort- und Perspektivenwechsel auf die Geschichte, auf meinen Alltag, auf die Menschen an meiner Seite, auf mich und auf Gott.

Gott und die Menschen sehen lernen heißt mit offenem Herzen und lernbereit wahrnehmen wollen und mit viel Geduld und Kreativität sehen lernen, heißt, den Standort zu wechseln und alles im Lichte Gottes wahrzunehmen.

Dann öffnet sich die Weite des Himmels für uns Menschen.

2. Bischof Dröge „Jesus“

„Zachäus, steig eilend herunter; denn ich muss heute in deinem Haus einkehren.“ Jesus sieht Zachäus; spricht ihn an; und sofort entsteht Kontakt. Da wird nicht lange drum herum geredet, plötzlich geht alles ganz schnell, die Szene nimmt Fahrt auf. Einmal angeschaut wird alles anders, von jetzt auf gleich. War Zachäus zuvor kaum sichtbarer Teil einer riesigen Menge, so verändert der Blick Jesu die Situation komplett.

„Du siehst mich!“

Diese Worte dem Zachäus in den Mund gelegt, treffen genau das, was der Zöllner Zachäus erlebt:

„Du, Jesus, siehst mich! Tatsächlich. Gerade war ich noch einer in der Masse, jetzt trittst Du mit mir in Beziehung!“

Aus der Anonymität der Masse wird von einem Moment zum anderen eine Beziehung zwischen einem Ich und einem Du. Der Blick schafft eine erste Nähe. Der unansehnliche Zachäus wird angesehen und bekommt damit den ersten Hauch von Ansehen.

Blicke können Großes bewegen. Kennt Ihr das, wenn wir aus Versehen einmal zu lange jemanden anschauen und dann irritierte Blicke ernten.

3,3 Sekunden – diese Länge an Blickkontakt wird noch als angenehm empfunden, danach fühlt man sich eher beobachtet, hat eine psychologische Studie aus London herausgefunden.

Anders ist es, wenn man sich ganz bewusst auf den Blickkontakt miteinander einlässt. Ein Experiment in den USA, in dem Paare sich vier Minuten intensiv angeschaut haben, hat erstaunliche Reaktionen hervorgerufen. Ein Mann, der zwei Jahre mit seiner Frau verheiratet war, sagte zum Beispiel:

„Wie schön es ist, einfach hier zu sitzen und von meiner Frau angeschaut zu werden. Ohne Streit, ohne Aufgaben, ohne Job. Einfach nur so.“ –
Blicke sind voller Dynamik

„Ich werde am Du,
ich werdend, spreche ich Du,
jedes Leben ist Begegnung.“

So die berühmten Formulierungen von Martin Buber. Sein dialogisches Prinzip von der Menschwerdung des Menschen. Der Mensch, so Buber, kann nur am Du, im Lichte des Anderen, sich seiner selbst gewahr werden. Ob ich angeschaut oder angesprochen werde, so wie Zachäus von Jesus, das ist keine beliebige Frage, keine Frage unter vielen anderen, sondern betrifft mich existentiell.

- Wie werde ich angeschaut?
- Wie sehe ich mich selbst?
- Wie sehen mich andere?

Wir sind darauf angewiesen, angesehen zu werden und in Beziehungen zu leben.

Bei Kleinkindern wird dies besonders deutlich. Sie brauchen jemanden, der sie im Blick hat –
leiblich: ihnen zu essen und zu trinken gibt, sonst würden sie sterben. Aber auch seelisch-emotional: Kinder brauchen Menschen, zu denen sie vertrauensvolle Bindungen aufbauen können, die sie liebevoll anschauen, sonst würden sie sozial verkümmern.

In der globalisierten Welt stellt sich die Frage des Ansehens und Angesehen-Werdens noch einmal in besonderer Weise:

Denn wenn die Welt weiter zusammenwächst, wenn ich viele Möglichkeiten bekomme, in anderen Ländern zu studieren, mein Geld zu verdienen, Urlaub zu machen, dann gibt es mehr Freiheit mich zu verwirklichen, gleichzeitig wird es schwerer, den eigenen Platz zu finden. Es entstehen Ängste, die Heimat zu verlieren, oder auch in der Fülle der Menschen und Möglichkeiten gar nicht mehr gesehen zu werden.

Im vergangenen Jahr hatte ich ein Erlebnis, das mich sehr bewegt und nachdenklich gemacht hat. Mit Brot für die Welt habe ich die Arbeit mit Flüchtlingen im Süden der Türkei besucht. Dort lebt eine hohe Zahl von syrischen Flüchtlingen. Brot für die Welt arbeitet eng mit einer türkischen Partnerorganisation zusammen. Wir waren in der Stadt Akcakale, unmittelbar an der syrischen Grenze. Die Stadt bietet Flüchtlingen in einem Mehrfachen der Einwohnerzahl Unterkunft. Dort haben wir einen Supermarkt besucht, der speziell für Flüchtlinge eingerichtet ist, in dem sie mit speziellen Checkkarten bezahlen können. Eine Mutter mit Kindern habe ich dort gesprochen, die ganz erfreut war, dass wir an der Situation der Flüchtlinge interessiert

sind. Gerne ließen sie sich mit uns fotografieren. Dann zog der etwa 10-jährige Sohn sein Handy aus der Tasche und bat, dass wir ihm das Foto doch auf Facebook zuschicken. Kein Problem ...

Ja, „Facebook“ – das Buch der Gesichter. Ich will gesehen werden, wahrgenommen werden, mich zeigen können, merken, dass andere mich anschauen. Technisch alles kein Problem. Aber auf Facebook gesehen werden heißt noch lange nicht angesehen zu werden, Ansehen zu haben. Ich kann auch gemobbt werden, Verachtung erfahren, mit Hassmails überschüttet werden. Was musste der junge Flüchtling, der ein Selfie mit Angela Merkel gemacht hatte, seither alles über sich ergehen lassen!

In der Zachäus-Geschichte geht es um ein Angesehen werden, das zu Ansehen führt. Aber nicht ohne ein echtes Sich-Aufeinander-Einlassen der beiden, deren Blick sich trifft. Wir hören, wie Jesus Zachäus anspricht und wir erfahren, wie er ihn ansieht: Als ein Du. So werden wir von Gott angeschaut. So sieht Jesus den Zachäus an: Selbst wenn die ganze Welt dich keines Blickes würdigt; dich vielleicht nicht einmal eines Blickes für würdig hält; Gott schaut dich an. Er sucht die Nähe zu dir. Er schaut dich an, weil er dich liebt. Das ist das Entscheidende.

Wir feiern in diesem Jahr das Reformationsjubiläum. Für Martin Luther war es lange Zeit eine quälende Frage: Was muss ich tun, damit Gott mich liebevoll ansieht? Bis er schließlich erkannt und erfahren hat: „Ich kann und ich muss gar nichts tun. Gott schaut mich liebevoll an, einfach weil ich bin.“

Ja, wenn Gott einen Menschen anschaut, dann ist das kein distanzierter, abschätzender Blick; kein „Ich will mal sehen, ob ich mit ihm oder ihr kann“, sondern Gott geht aufs Ganze, geht in Kontakt und schafft Nähe, von jetzt auf gleich; vielleicht wenn wir gar nicht damit rechnen; an irgendeinem Ort, als einer oder eine unter ganz vielen: ein Blick; ein Zuspruch; ein Wort; und plötzlich ist alles anders.

Das ist der Zachäus-Moment, der sich auch in Jesu Worten widerspiegelt. Jesu sagt nicht: „Wenn du ein besserer Mensch wirst, dann darfst du herunterkommen und ich will mit dir Gemeinschaft haben.“ Sondern am Beginn stehen die Freiheit und die Beziehung. Alles andere hat hier keinen Platz. Bei Gott werden wir nicht verzweckt oder instrumentalisiert, wie es sonst in unserer Welt so oft der Fall ist. Wo unser Ansehen an Vorleistungen geknüpft wird. Gott dagegen sieht in aller Freiheit unsere Person an. Das „Du“, das ihm vor allem anderen am Herzen liegt.

Gott sieht uns an. Nicht neutral, sondern liebevoll. Er sieht die Not, er sieht das Leiden der Menschen. Er ist ein Anwalt der Stummgemachten und Verfolgten. Und derer, die Leid tragen. Gott sieht das. Das bringt die Geschichte von Hagar wunderbar zum Ausdruck, aus der die Kichentagslösung stammt: „Du bist ein Gott, der mich ansieht“. Das erfährt und spürt Hagar in der Wüste.

Aber Gottes Blick reicht noch tiefer. Gott sieht nicht nur die Leiden, die sichtbar nach außen treten. Gott sieht auch hinter die Fassaden, die Menschen errichtet haben. So wie vielleicht auch der Zachäus, der anderen das Geld abnimmt, aber im Grunde selber ganz bedürftig ist.

Als Zachäus von Jesus angesehen wird, merkt er, so wie er ist, kann er nicht „Ich“ werden, weil ihm das „Du“ fehlt. Gott sieht das Herz an. Das wird für mich an Zachäus besonders deutlich. Gott sieht das, was wir ungerne sehen und ungerne preisgeben. Gott sieht es an, nicht um es bloß zu stellen oder lächerlich zu machen, sondern um es zu heilen.

„Komm herunter, Zachäus, lass uns gemeinsam auf deine Wunden und Verletzungen schauen.“ Komm und sieh!

„Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.“ Das singt Maria, die sich von Gott in der Tiefe angesehen weiß. In ihren Lobgesang stimmen wir mit ein und singen Magnificat, in den Liederbüchern unter der Nummer 103; im Kanon, gemeinsam mit dem Chor.

3. Erzbischof Koch „Die Leute“

Bei einem Sünder kehrt Jesus ein. Bei einem Verbrecher ist er zu Gast. So geschieht Heilung, Versöhnung, so wird Trennendes durch neue Gemeinschaft überwunden. So ist die Liebe Gottes, die versöhnt.

„Als die Leute das sahen, empörten sie sich und sagten: ‚Er ist bei einem Sünder eingekehrt.‘“ (Lk 19,7)

Recht haben sie mit ihrer Feststellung, denn tatsächlich ist Gott in Christus bei einem Sünder eingekehrt. Gott sei Dank!

Doch warum erregen sie sich? Warum sind sie empört? Schon damals gab es offensichtlich eine Empörungsgesellschaft, genau wie heute.

„Bei einem Sünder ist er eingekehrt.“ Dabei müssten sie wie wir doch froh sein, dass er bei Zachäus eingekehrt ist. Wie sollten wir sonst noch darauf hoffen, dass er auch bei uns einkehrt? Das hat uns doch Paulus vor Augen gestellt, das hat doch Martin Luther neu ins Bewusstsein der Christen gehoben: Nur der Glaube an Gottes Gnade wird uns retten, nur der Glaube an die Verheißung, dass Gott auch bei uns einkehren wird. Nur deshalb wagen wir es doch, mit dem heidnischen Hauptmann zu beten: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“ (Lk 7,6)

Weil Gott uns liebt, weil er die Gemeinschaft mit uns nicht aufkündigt, wenn wir ihn vergessen und verlassen, deshalb ist der Himmel angebrochen, deshalb ist das Reich Gottes mitten in und unter uns, deshalb hoffen wir auf das ewige Leben, auf die Fülle des Lebens in Ewigkeit!

Doch viel dramatischer stellt sich die Frage: Nehmen wir Christus auf, wie Zachäus ihn aufgenommen hat? Sind wir empfänglich für den, der empfangen werden will? Lassen wir ihn herein, der an unsere Tür klopft und um Aufnahme bittet? Sind wir eine Krippe für ihn oder sind wir wie Bethlehem, in dem es keine Herberge für ihn gab? Sind wir wie Jerusalem, das Christus und seiner Botschaft keinen Raum gab, ihn hinausschleppte und ans Kreuz schlug? Wollen wir Gott einlassen in unser Leben auch in den Menschen, die auf uns zukommen und die wir uns nicht ausgesucht haben? Klopft Gott vergebens an unsere Tür in dem Menschen, der eine andere politische und religiöse Überzeugung hat als wir? Klopft Gott vergebens an unsere Tür in dem Menschen, der als Migrant und Flüchtling auf unserer Straße steht? Klopft

Gott umsonst an unsere Tür in dem Menschen, der uns fremd und unnahbar zu sein scheint und den wir nicht verstehen? Klopft Jesus an die Tür unseres Herzens und findet bei uns nicht solch eine Aufnahme wie im Hause des Zachäus?

Und noch eine Frage: Gehen wir als Christen und als Kirche wie Jesus zu den Sündern, den Schuldigen, den Verbrechern und Ausgestoßenen, kurz: zu den Menschen, mit denen wir uns schwertun, und bitten wir sie, wie Jesus, um Einlass und ihre Gastfreundschaft? Bitten wir sie, bei ihnen zu Hause sein zu dürfen?

„Als die Leute das sahen, empörten sie sich und sagten: ‚Er ist bei einem Sünder eingekehrt.‘“
(Lk, 19,7)

4. Bischof Dröge „Die Gemeinschaft“

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, denn auch er ist ein Sohn Abrahams.“ Oder wie es in der Kirchentagsübersetzung lautet:

„Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden, denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.“

Freude spricht sich aus in diesen Worten Jesu. Freude über gelingende Gemeinschaft, über Schritte der Versöhnung, die Menschen aufeinander zugegangen sind. Jesu Blick überwindet die Grenzen, die Menschen zuvor gezogen hatten. Jesus hält nicht fest an den gewohnten Einteilungen von „wir und ihr“, an denen, die dazu gehören und denen, die nicht dazu gehören, die Würdigen und Unwürdigen. Jesu Botschaft verläuft jenseits dieser sozialen, religiösen und politischen Grenzziehungen.

Das ist das unglaubliche Neue, das durch Christus in dieser Welt erscheint: dass jeder Mensch mit hineingenommen wird in diese Gemeinschaft des Glaubens. Jeder und jede gehört dazu. Auch so einer wie Zachäus. Deshalb haben in Christus die Unterschiede von Männern und Frauen, Sklaven und Freien, Juden und Nichtjuden keine trennende Bedeutung mehr, wie Paulus schreibt. Es ist entscheidend, sich den radikalen Perspektivwechsel, der damit einhergeht, deutlich zu machen. Die eigene Identität speist sich nämlich nun nicht mehr daraus, dass wir etwas als unser Eigenes reklamieren, sondern im Gegenteil:

Indem wir es wagen, über den eigenen Tellerrand und den eigenen Horizont zum Anderen hin zu schauen. Das Eigene und das Fremde geraten so in eine Bewegung und in ein Wechselspiel miteinander. Man könnte es vielleicht so ausdrücken: Das Eigene ereignet sich gerade darin, das Eigene zu überschreiten. Und so jeden Menschen als würdevolles Geschöpf Gottes anerkennen zu können. Normalerweise definieren wir unsere Identität in Abgrenzung zu anderen. Das scheint etwas Grundmenschliches zu sein: Dazuzugehören bedeutet, sich von anderem abzugrenzen. In Jesus Christus kommt dagegen etwas anderes in den Blick: Identität nicht durch Abgrenzung, sondern durch Überschreiten der eigenen Grenzen.

Sätze von Dietrich Bonhoeffer machen sehr deutlich, worum es dabei geht:

„Die Liebe zu denen, die mir durch Blut, Geschichte oder Freundschaft gehören, ist dieselbe bei Heiden und Christen. Jesus hat über diese Liebe nicht viel zu sagen. Daß einer seine Brüder, sein Volk, seine Freunde lieben sollte, braucht Jesus nicht zu sagen, es versteht sich von selbst.“

...“ „Das Christliche ist das ... Außerordentliche ... Nicht innerhalb der natürlichen Gegebenheiten geschieht das Christliche, sondern in dem Über-sie-hinaus-Treten. ...“

Von dieser Gemeinschaft spricht Jesus im Hause des Zachäus. Von der Gemeinschaft der Welt, zu der jeder Mensch gehört. Sie ist das Gegenteil jeglicher Art eines völkischen Denkens oder einer populistischen Verklärung des Eigenen oder des Nationalen. Als Christinnen und Christen sind wir in der Welt zu Hause, und mit der Welt sucht Gott Beziehung und Gemeinschaft. Wenn wir als Kirche uns also in diesen Zeiten für Flüchtlinge einsetzen oder für den interreligiösen Dialog, dann ist dies in spezifischer Weise „christlich“, es dient der versöhnten Gemeinschaft in dieser Welt.

Auf diesem Kirchentag habe ich versucht, mit Rechtspopulisten ins Gespräch zu kommen. Natürlich, weil es Christen gut ansteht, mit jedem das Gespräch zu suchen, wie Jesus in der Geschichte mit Zachäus. Sinn eines solchen Gespräches muss es sein, Verhärtungen zu lösen, denjenigen ernsthafte Fragen zu stellen, die das Eigene höher achten als das Fremde, nationale Egoismen und völkische Ideologien wieder gesellschaftsfähig machen wollen, Menschengruppen herabwürdigen und keine klare Abgrenzung gegen nationalsozialistisches Denken erkennen lassen, das unser Volk schon einmal in der Geschichte in den moralischen Abgrund geführt hat.

Was ist die Aufgabe der Kirche heute, in einer gesellschaftlich angespannten Situation? Wir in der EKBO wollen ganz bewusst eine öffentliche Kirche sein. Das zeigen wir beim Kirchentag hier im Zentrum „Berlin.Zukunft.Kirche“.

Hier in Berlin stehen wir wie Paulus damals auf dem Areopag und erzählen von dem Grund, der unser Leben trägt. Wir sind Kirche mit Mission. So lautet die erste von zehn Thesen, in denen wir als Landeskirche beschreiben, aus welcher Haltung heraus und mit welchem Bild von Kirche wir Gemeinde Jesu Christi sein wollen. Unter der Überschrift „begabt leben – mutig verändern“ wurden die zehn Thesen nach einem intensiven Konsultationsprozess innerhalb der ganzen Landeskirche von der Synode beschlossen. Wir sind Kirche mit Mission. Nicht weltflüchtig, sondern in kritischem Dialog mit der Öffentlichkeit. Religion und säkularer Staat begreifen wir nicht als Gegensätze. Vielmehr müssen wir uns der Spannung stellen, aus dem Transzendenzbezug unseres Glaubens kritisches Gegenüber zur Welt zu bleiben und gleichzeitig in der Welt zu wirken.

Manchmal fühlen wir uns dabei vielleicht genau so klein wie der Zachäus. Klein von Gestalt, eine gesellschaftliche Kraft unter vielen anderen, unsere Kirchtürme zwischen Konzernzentralen, Banken und ungeheurer Geschäftigkeit eingeklemmt. Aber genau darin schaut Gott uns an. Ermutigt uns. Spricht uns an: Kommt runter, geht hinaus, lebt versöhnte Gemeinschaft mitten in der Welt.

Dass wir die vielen Herausforderungen, die wir als Christinnen und Christen hier in der EKBO und im Bistum Berlin sehen, nur ökumenisch bewältigen können, das ist uns inzwischen so selbstverständlich klar, wie es selbstverständlich ist, das Erzbischof Koch und ich diese Bibelarbeit gemeinsam halten. Und doch will ich dies noch einmal dankbar hervorheben. Wir wollen ja nicht das vergessen, was ein Geschenk ist, und die Dankbarkeit nicht verlieren, auch

für das, was wir schon normal finden. Denn gleichzeitig wissen wir, auch die Ökumene braucht wieder neue Impulse, muss wieder neu an den Themen arbeiten, die noch ungeklärt sind. Aber das wäre eine weitere Bibelarbeit ...

Zum Schluss: Einen Zachäus-Moment. Den wünsche ich uns allen. Die Erfahrung, angeschaut zu werden; auch wenn wir nicht damit rechnen. Die Erfahrung, wie wir in der Begegnung mit einem Du – einem vermeintlich Fremden – uns unserer selbst gewahr werden. Und wie dann aus dem Du und Ich ein neues Wir wird.

„Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden, denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.“

In der Hoffnung auf befreite Gemeinschaft wollen wir leben. Im Vertrauen auf Gottes Liebe. Und in der Gewissheit: „Gott, Du siehst mich!“

Berlin, den 24. Mai 2017

Stefan Förner
Pressesprecher
Erzbistum Berlin

Niederwallstraße 8-9
10117 Berlin
Telefon 030 · 3 26 84 - 118
Fax 030 · 3 26 84 - 7136
presse@erzbistumberlin.de
www.erzbistumberlin.de

Heike Krohn-Bräuer
Pressesprecherin
Evangelische Kirche

Georgenkirchstraße 69
10249 Berlin
Telefon 030 · 2 43 44 - 287
Fax 030 · 2 43 44 - 289
h.krohn-braeuer@ekbo.de
www.ekbo.de